

Monaco

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **162 (1883)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als säß' er auf dem schnellsten Renner. Doch ist er etwas daumelig und arbeitet sich, so groß er ist, mit den Flügelarmen eher wie ein Schneidervogel, als wie ein gewandter Reiter vorwärts. Nun laß dich näher betrachten, du Apparter! Nein, das ist kein Sperberauge, es fehlt ihm das Feuer. Und der Schnabel, der gehört ja ins Hühnergeschlecht; die Zunge ist fast so fleischig wie beim Papagei, aber ganz platt, und Füße und Klauen noch schwächer als bei einer Elster. Ja, da juckts, da steckt der Held. — Und was ist denn der langen Rede kurzer Sinn? Kufuk! Kufuk! und immer Kufuk! Seinen eigenen Namen ruft er aus und dazwischen wird etwas unrein geschmurt und gefistelt. Wohl merkt man's ihm an, daß er nicht gehörig unter väterlicher Zucht gestanden, und schlechte Schule besucht haben muß; stammt er doch aus dem Neste des Rohrschirfs oder gar eines Zaunkönigs. Datirt sich etwa daher sein Adel, sein Muth, seine Beredsamkeit? Wie ist er in die kleine, fremde Hütte gekommen, wie in dieser groß geworden? Das ist fast ein Räthsel. Er wird von dem fremden Vogel ausgebrütet, und kaum ist er aus dem Ei gekrochen, so sperrt er schon den Schnabel auf, läßt sich füttern und pflegen, drängt, wenn er noch blind ist, mit dem breiten Hintern seine Stiefbrüderchen aus dem Neste, um besser Platz zu nehmen. Er schreit ohne Aufhören, brandschaft ungestüm Erzieher und Vormund, die ihm nicht genug zuschleppen können, wird dick, grob und groß. Verläßt er endlich das Nest, kann stehen, setzt sich auf einen Ast und lärmt, so eilen die Nach-

barn herbei, begaffen das Wunderkind und bringen ihm Vielerlei mit: der einen Schmetterling, jener eine Mücke, dieser ein Würmchen. Der Verwöhnte nascht von Allem und schreit über Alles.

Ist er nun angewachsen, so streicht er sich davon, behütet seine Eltern nicht und läßt weiter nichts mehr von sich sehen noch hören. Er macht sich auf ins Weite und treibt es eben nicht am Schönsten, besucht bald dieses, halb jenes Nestchen, das der Ammer und das der Lerche, alle acht Tage ein neues; kehrt beim Kernbeißer ein, bei der Bachstelze, und statt zu zahlen, zu danken, schiebt er jedem ein Ei unter, und keines gleicht dem andern. Sein Gefieder wechselt häufig. Sein Ruf erschallt nur bis zur Ernte; auch ist er ein Zugvogel. Gefällt es ihm nicht mehr an einem Ort, so reißt er bei Nacht in ein fremdes Gau, weiß da gleich Bescheid und hält es für sein Vaterland. Es geschieht indessen bei wirren Zeiten, daß er sich verrechnet und verspätet, alsdann Zuflucht in einem hohlen Baume oder in zerfallenen Mauern sucht. Wohl schlägt er noch zuweilen, bei hellem Mondenschein und Sternenlicht, ungeduldig mit den Flügeln, springt in die Höhe und sperrt den Schnabel auf; allein er altert und in die Lüfte schwingen kann er sich nicht mehr. Da sitzt nun der Held und Sprecher, von seinen frühern Freunden verachtet, niedergeschlagen und halb erfroren, die Federn geknickt und zerraut. Er kaut an Stummeln, kann nichts mehr singen, vergißt am Ende sogar seinen eigenen Namen, und wird dumm; nur boshaft und gefräßig bleibt er bis ans Ende seiner Tage.

Monaco.

Was ist Monaco? wird ein Theil unserer Leser fragen, wenn er das hübsche Bild ansieht? Die jüngeren unter diesen werden sich vielleicht aus der Schule und der Geographiestunde her der kurzen Antwort erinnern: Monaco ist ein kleines Fürstenthum am Golf von Genua, 15 Quadrat-Kilometer groß mit 5400 Einwohnern. Es steht unter dem Schutz des Königs von Italien. Aber warum denn wegen eines Fürstenthümleins in Taschenformat so viel Wesens machen? Hä! weil das Wort „Monaco“ eine Hölle bedeutet mitten in einem Paradies. Es ist die Heimat der Sonne, der Bananen, der Catanen, des japanesischen Mistelbaumes, der Aloe, des Vorbeers und der Rosen;

aber es sind gefährliche Schönheiten. Die Rosen von Monte Carlo, den du im Bilde siehst, duften besser und sehen üppiger aus als andere, aber sie haben auch mehr Dornen. Monaco ist das Zauberwort, das jeden Spieler elektrisirt. Monaco ist die privilegirte Spielhölle Europas. Nachdem ähnliche Anstalten in der Schweiz und in Deutschland von Gesetzes wegen geschlossen worden, hat sie eine Zuflucht gefunden auf dem schönsten Fleck Erde — die Hölle, die in einem Paradiese liegt, buchstäblich. Machen wir Monaco einen Besuch von Nizza aus, weg von der auf- und abwogenden Menschenmenge, dem Lärm, der Bewegung nach Monte Carlo mit seiner äußern und äußerlichen



M. O. H. & C. O.

Ruhe und Stille, aber mit dem Toben der Leidenschaft unter versteckender Glätte, Sammet und Seide. Auf dem Plage vor dem Casino, in den Gärten, auf der Terrasse, die den Ausblick auf das Meer gewährt, regt sich nichts. Drinnen wühlt der Spieler schweigend mit zitternder Hand in seinem Golde, betastet seine Banknoten, fragt sich, ob das Glück ihm lächeln oder das Unglück ihn verfolgen, ob er alsbald reich oder arm, gerettet oder zu Grunde gerichtet sein werde. Schweigsam wandelt derjenige auf und ab, der Alles verloren hat, der nicht weiß, wovon er heut essen wird, und nicht, wie er in seine Heimat zurückkehren soll. Schweigsam zählt in einem Winkel Einer sein Geld; er hat Furcht, seinen Gewinnst zu zeigen; er überlegt was er mit all dem Geld anfangen soll, und baut Luftschlösser auf den Sand. Hier und da entsteht einige Bewegung. Ein Landauer fährt heran; er bringt Reisende. Ein Omnibus, überladen mit Gepäck, bringt Vornehmere für das „Hotel de Paris“. In einem geschlossenen Wagen macht der Fürst von Monaco seine tägliche Spazierfahrt bis an die Grenze seines Landes. Auf einem großen, gelb bemalten, mit vier Pferden bespannten Wagen steht zu lesen: „Employés de l'administration,“ darunter sind Croupiers, Bankhalter verstanden. Diejenigen, welche die weiße Kugel in das Rohr der Roulette werfen, und diejenigen, welche die Spieleinsätze einziehen. Nähern wir uns dem Spielzeug, das Roulette heißt. Etwa zwanzig Menschen sitzen um jeden Roulette-Tisch. Wenigstens fünfmal so viel Leute stehen hinter ihnen, drängen sich vor, um einen Napoleon, eine Banknote oder einen Fünfliber auf eine Nummer zu setzen. Alle Stände, alle Nationalitäten sind hier vermischt, ein Taschendieb neben einem Lord. Ein Bankier, der, so oft er einsetzt, das Höchste, 12000 Fr., gewinnt; sein Nachbar, ein Spieler, der seinen Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, damit man den Mangel eines saubern Hemdes nicht bemerke. Auf den Stühlen, rings um die Tische, sitzen wunderliche Figuren. Der „Professor“, der die Absicht hat, Schüler im Roulette-

Spiel auszubilden; der „Platzhalter“, der für seine Klienten Notizen macht — von wegen der „Berechnungen“ sehr wichtig; die alte „Amulet-Besitzerin“, die, bevor sie setzt, mit einer Hand ein durchlöcherteres Geldstück oder ein Gndchen vom Stricke eines Gehenkten drückt; der „Spieler nach einem System“, umgeben von Papier, Bleistift, Stecknadeln, überzeugt, daß er die Bank sprengen wird, inzwischen aber konsequent verliert. Zwischen den Tischen von einem Salon zum andern wandeln Neugierige beiderlei Geschlechts, die Spielinspektoren, die Damen, die sich gern ein gutes Essen möchten bezahlen lassen, die Herren, die eine Gefährtin für eine Mahlzeit suchen, die Diener in großer Livree, die nach einem Anleihen Auszugesenden... Was geht im Salon vor? Man drängt sich, man flüstert, man zeigt mit Fingern auf Jemanden. Es ist ein Pariser Bankier, der 200,000 Fr. gewonnen hat und nun mit seiner Beute sich zurückziehen will. Wird der Sieger von heute wiederkommen, um sich besiegen zu lassen? Höchst wahrscheinlich.

Es schlägt 8 Uhr. Ein Glockenzeichen kündigt den Beginn der Theatervorstellung an. Die Klugen; Diejenigen, welche Alles verloren haben; die Einwohner von Nizza und Mentone, welche das Spiel verabscheuen, begeben sich ins Theater. Bei Gesang und Musik ruht man vom Spiele aus. Wer verloren hat, tröstet sich; wer gewonnen hat, berauscht sich an den holden Klängen, gibt seinen goldenen Träumen Audienz und glaubt, Frau Fortuna einzufür allemal festzuhalten in seinen Armen.

Ich könnte noch viel erzählen von dieser Hölle, die in einem Paradiese liegt; aber ich will keinen meiner Leser in Versuchung führen. Lieber an den altmodigen Spruch erinnern:

Geh' ohne Ursach nicht zur Stadt, weil sie so theures Pflaster hat.
Vermeide alles Prozessiren, und laß zum Spiel dich nicht verführen.
Das Lotto raubt dir Fried und Ruh und fñhrt dem Armenhaus dich zu.

Das Glück des Mannes kann nicht etwas sein, o Sohn,
Wo einer wenig hat, und einer viel davon.
Das Glück muß etwas sein wie Lust und Licht und Leben,
Das Allen allgemein, ist Allen gleich gegeben.
Nicht Reichthum kann es sein und Macht und solche Gaben,

Wovon den Einen fehlt, so viel die Andern haben.
Nicht Weisheit kann es sein, und Kunst, zu deren Stufen
Die Wen'gen kommen, die besonders sind berufen.
Nur gut sein, ohne Groll, ist höchstes Gut des Mann's,
Weil gut sein Jeder soll, und wer es will, der kann's.